

# Es lebe die Protektion!

Autor(en): **Schwarzwald, Eugenie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **12 (1936)**

Heft 27

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756986>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die junge Pfarrfrau, die Berthas Geschichte wohl kannte und wußte, daß Berthas Leben seit dem Tage, an dem die Unglücksbotschaft ins Haus kam, stehen geblieben war, dachte an alles andere als an die Möglichkeit, hieran könne sich je etwas ändern. Sie nickte also freundlich und erwartete irgendeine kleine, schon im voraus gewährte Bitte. Wie erstaunte sie also, als Bertha feierlich ihre Hand nahm, sie heftig drückte und mit Tränen in den Augen sprach: «Ich muß Euch jetzt also verlassen.»

«Aber Bertha», rief sie erschrocken, «was ist denn geschehen?»

Da sah die greise Magd sie selig lächelnd an.

«Ihr wißt ja», sagte sie, «ich war nur auf Zusehen bei Euch und jetzt muß ich gehen. Das Rösli braucht mich, es hat mich gerufen und da darf ich nicht länger bleiben.»

Ein unbeschreiblicher Ausdruck von Glück glitt über ihr Gesicht. Sie saß still da, aber eine wilde, kindlich

junge Freude durchbebt den sterbenden Leib der Greisin. Es war die leidenschaftliche Freude einer jungen Seele, das überwältigende Gefühl eines ganz jungen Mädchens, und die Flamme dieses starken Empfindens verbrannte den abgeschafften Körper der alten Magd, wie ein kleiner grauer Nachtfalter im heißen Licht einer Kerze verbrennt. So starb sie zitternd vor seliger Freude, stumm vor Glück und schweigend in der letzten Ergriffenheit, in der Erfüllung ihres Lebens.

Sie war vor den Augen der jungen Frau wie eine Kerze erloschen.

Als man sie zu Grabe trug, sprach der Pfarrer über einen Spruch aus dem Buche Hiob, den der längst verstorbene Freund seiner toten Mutter, der einst Pfarrer in Berthas Heimatdorf gewesen war, vor langer, langer Zeit als Konfirmationsspruch in ihre Bibel geschrieben hatte:

Denn ER verletzt und verbindet  
ER zerschlägt und SEINE Hand heilt.

Ich habe mich bemüht, die Geschichte Berthas so wiederzugeben, wie sie mir erzählt wurde. Aber etwas kann ich nicht wiedergeben. Es ist das Bild des Lächelns, das ich auf Berthas Gesicht sah. Dieses Lächeln war wohl wie ein schöner Vorhang vor einer dunklen Bühne, auf der alles still und leer ist, aber trotzdem wirkte es in seinem geheimnisvollen Glanz unbeschreiblich anziehend. Nie wieder habe ich das Gesicht eines alten Menschen so strahlend jung gesehen, so leuchtend von seelischer Jugend, so überzeugend vom namenlosen Glück der Erwartung predigend. Manche alten Leute tragen das milde Lächeln eines abgeklärt, still und weise gewordenen Lebens auf ihren Zügen und es ist etwas Schönes darum. Aber selbst an jungen Menschen sieht man heute selten jenen geheimnisvollen, verheißungsvollen Ausdruck freudiger Erwartung eines unsäglich großen Glückes, wie er Bertha zu eigen war.

\*

# Es lebe die Protektion!

Von Dr. Eugenie Schwarzwald

Wir leben in einer Zeit, wo alles dem Zufall überlassen ist. Es ist notwendig, daß wir diesem Zufall so viel von seiner Beute entreißen, als irgend möglich.

Um nur eines herauszugreifen: wenn in unserer, durch den andauernden Krieg aller zerstörten Welt irgendeine Stelle mit dem richtigen Menschen besetzt wäre, so hieß das wahre Rationalisierung und bedeutete moralisch und materiell die Rettung eines Teiles des Volksvermögens. Wer also in unseren Tagen einem Menschen zu einer Stelle, vor allem aber einer Stelle zu einem Menschen verhelfen kann, der täte gut, sich zu beeilen.

Aber er tut es nicht. Gründe zum Nichtempfehlen gibt es wie Brombeeren. Der Gewissenhafte zittert davor, einen Mißgriff zu tun; der Schüchterne will nicht anmaßend erscheinen; der Eitle fürchtet sich vor einer Blamage; der Berechnende hat Angst, sein Guthaben bei dem zu verringern, an den er empfiehlt; der Vorsichtige will sich nicht zu Gegendiensten verpflichten; der Mann von Grundsatz verkündet mit Stolz: ich protegiere niemand. Ist er Minister, sagt er: ich halte mich prinzipiell von Personenfragen fern.

Aus all dieser Reserve, sei sie nun von Anständigkeit, Feigheit oder auch nur von Trägheit des Herzens diktiert, ergibt sich unabschbarer Schaden. Ausgezeichnete Leute sind arbeitslos. Wertlose besetzen wichtige Stellen. Leute, die Geschäftssinn haben, betätigen sich in der Kunst. Junge Schönheiten sitzen in der Telephonzelle. Schwachsinnige versehen hohe Lehrstellen. Leute, die kaum Takt geben können, dirigieren Beethoven. Die Welt ist voll von Fehlbesetzungen, die keine Schmiere wagen dürfte. Und das alles nur, weil niemand zur rechten Zeit das rechte Wort spricht, nur weil niemand hellwach ist, wenn es sich nicht gerade um seine eigenen Angelegenheiten handelt.

Höchstens noch lassen sich die Menschen durch das Mitleid bestimmen, für jemand ein gutes Wort einzulegen. Und gerade das ist es, was alles Empfehlungswesen entwertet. Es ist soweit gekommen, daß wer empfohlen wird, schon von vorneherein so behandelt wird, als wollte er nur was und brächte nichts.

Das müßte ganz anders vor sich gehen. Jeder Mensch, der von einer Arbeit hört, sollte sich besinnen, ob er nicht für diese Arbeit einen Menschen weiß. Niemand ist so ohnmächtig, daß er nicht irgendeine Wirkung üben könnte. Die Geschichte von der Protektion, die die Maus dem Löwen angedeihen ließ, ist uns allen bekannt.

Hätte sie ihm aber einen Empfehlungsbrief geschrieben, so hätte sie nichts damit erreicht. Von Empfehlungsbriefen strömt ein Meer von Langeweile aus. Schon ihr Anblick erweckt in dem Empfänger die Sehnsucht nach ungestörter Betruhe, mitten in der Lektüre hat er nur noch gerade so viel Kraft, den Empfehlungsbrief dem Papierkorb zu überantworten.

Also erweist es sich als notwendig, daß in einer Empfehlung ein Wort vorkommen muß, welches zwingt, weiterzulesen. Da unsere Zeit besonders wenig Geduld hat, ist das nicht leicht. Ein Hilfsmittel scheint nicht überflüssig. So habe ich mich entschlossen, einen Briefsteller für Empfehlungsbriefe herauszugeben. Hier einige Proben.

An Frau Lilly Horner in Bonn. Von einem gemeinsamen Freund höre ich, daß Sie eine Reinnachefrau suchen. Ich habe das dringende Bedürfnis, Ihnen einen

Dienst zu erweisen und empfehle Ihnen deshalb Frau Mariken Tönnies. Sie hat eine leidenschaftliche Liebe zur Ordnung und zwar nicht, wie die meisten Frauen, anfallsweise, sondern beständig. Ordnung aufrechtzuerhalten, ist ihr Lebensprinzip. Ordnung zu machen, ihre Lebensaufgabe. Von gebrauchter Wäsche, die sie mit zarter Sorgfalt behandelt, es dunkel abfließen zu sehen, erweckt ihre Wollustempfindungen. Da zwischen ihr und der Ordnung eine wirkliche Liebe besteht, ist diese Liebe still und zurückhaltend. Der fatale Lärm des Großreinemachens liegt ihr ganz fern. Nicht Scheuerfeste sind ihr Ziel, sondern der selbstverständlich blinkende Alltag.

An die Direktion des Josefstädtertheaters in Wien. Ob Fräulein Maria Pfenninger zum Theaterspielen Talent hat, werden Sie besser erkennen als ich. Daß sie schön, schmal, braun und äußerst beweglich ist, sehen Sie selbst. Ich kann Ihnen nur sagen, aus welchen Gründen ich sie Ihrem Theater, dem ich gut gesinnt bin, gönne. Sie ist herrlich unintellektuell, hat keinen Schimmer von Literatur, spricht wie ihr der Schnabel gewachsen ist, singt unbefangen wie ein tschechisches Dienstmädchen beim Schuhputzen; kann, wenn man sie erschreckt, durchdringend aufschreien und lacht geradezu ansteckend. Was mich besonders für sie einnimmt: sie will um keinen Preis einen Künstlernamen annehmen.

An die Universität Innsbruck. Ich glaube, Sie würden, verehrte Herren, eine sehr glückliche Wahl treffen, wenn Sie Herrn Merkingen zum Bibliothekar machten. Von jung an hat er eine große und achtungsvolle Liebe zum Buch. Schon als Schulknabe hatte er seine eigene kleine Bücherei in eine Leihbibliothek für seine Kameraden verwandelt. Er drängte ihnen gute Bücher zum Lesen auf. Bekam ein Schulkollege ein Thema zu behandeln, so war er es, der ihm mit größter Genauigkeit das Material hiezu sammelte. Auch führte er Kataloge und hielt streng an dem Datum der Ablieferung fest. Mit vierzehn Jahren hatte er eine Krise zu bestehen; da hätte er nämlich um ein Haar mit seinem besten Freunde gebrochen, weil dieser in das Reclambandchen «Goethes Briefwechsel mit einem Kinde» ein Eselsohr hineingemacht hatte.

An die Filmschauspielerin Miß Daisy Harrison, Hollywood. Fräulein Hedy Schömlmer aus Grundsee wünscht sehr, bei Ihnen Kammerjungfer zu werden. Sie hat eine große Vorliebe für schöne Menschen und schöne Sachen, mit beiden versteht sie auch ausgezeichnet umzugehen. Ihre Stimme klingt am Telephon (selbst bei Ausreden) überzeugend. Mit einem Hündchen kann sie, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, die längste und freundlichste Konversation führen. Geht sie mit einem Arm voll von Kleidern durchs Zimmer, so kann kein Besucher umhin, an Figaros Susannchen zu denken. Notabene: sie will nicht zum Film, und ihr Schönheitsstypus ist dem Ihrigen geradezu entgegengesetzt.

An Herrn Direktor Franz Maier in Basel. Fräulein Biller, die ich gut und gern kenne, bewirbt sich um die Stelle einer Sekretärin bei Ihnen. Sie werden sie wunderbar brauchen können. Die Briefe, die sie in einem sehr raschen und doch nicht hastigen Tempo schreibt, sehen so aus, daß man von vorneherein annimmt, sie enthielten nur angenehme Nachrichten. Nie stolpert sie über ein Fremdwort, nie schreibt sie einen Eigennamen falsch, bei jedem logischen oder stilistischen Fehler, den Sie im Diktat machen, stockt sie. Vor allem aber hat sie die Fähigkeit (bei einem sonst vollkommen zuverlässigen

Gedächtnis) Geheimnisse, die man ihr anvertraut, sofort zu vergessen.

An die Schulbehörde in Reichenberg. Ich kann Ihnen Herrn Brander als Lehrer sehr empfehlen. Ich kenne ihn zwar nicht persönlich, wohl aber seine Schüler. Die Kinder in seiner Klasse empfinden den Sonntag als eine Fehleinrichtung. Täglich kommen sie gespannt in die Schule, was er wohl Neues an Wissen und Spaß für sie vorbereitet haben mag. Seine Singstimme finden sie schöner als die Carusos im Grammophon und sie sind fest überzeugt, daß er, wenn er nur wollte, schneller laufen könnte als Nurmí. Deshalb halte ich ihn für einen guten Lehrer.

An die Fürsorgezentrale in Prag. Was mich veranlaßt, Ihnen Fräulein Vollmar als Fürsorgerin zu empfehlen, ist nichts als eine kleine Geschichte, die man sich aus ihrer frühesten Kindheit erzählt. Kaum vier Jahre alt, riß sie sich einmal auf der StraÙe von der Hand ihrer Mutter los. Ehe diese es verhindern konnte, zog sie ihr Taschentüchlein und putzte damit einem gerade vorübergehenden wildfremden Kind die Nase. Auf die Frage: «Warum hast du das getan?» antwortete das Kind, strahlend vor Freude über den Erfolg, mit sachlichem Ernst: «Bitte, es war sehr nötig.» Gerade so ist sie noch heute.

An die Schriftleitung der «Nachrichten», Graz. Den jungen Helmuth Werner sollten Sie, verehrte Herren, als Reporter nehmen. Er eignet sich vorzüglich dazu. Schon als Kind wußte er alles, was bei allen Parteien im Hause, Wien, Ottakrimerstraße 131, in dem seine Eltern lebten, passierte. Er wußte alles, traf aber beim Weiterverbreiten eine merkwürdige Auswahl. Er erzählte nämlich nur solche Dinge, die niemandem zur Unchre gereichten und doch für alle interessant waren. Als Gymnasiast hat er einmal ein großes Brandunglück verhindert. Er ging nachts an einem geschlossenen StraÙenladen vorbei und wollte um jeden Preis erfahren, warum unten Licht durchschimmerte. Zu diesem Zweck begab er sich in die Wohnung des Ladenbesitzers, und so wurde die Tatsache, daß Hobelspäne in Brand geraten waren, aufgedeckt. Für Verkehrsmittel hat er eine leidenschaftliche Vorliebe, nicht nur für Auto und Flugzeug, sondern auch für die Untergrund-, ja sogar für die StraÙenbahn. Bekanntschaften zu machen, ist seine höchste Freude, Bahnhöfe sind sein liebster Aufenthalt. Noch eins: herausgeworfen wird er nirgends: er sieht nämlich sehr hübsch und treuherzig aus und funktelt von wohlwollender Neugierde.

An die Theaterdirektion von Bern. In Fräulein Anna Wartleff bekämen Sie, sehr geehrte Herren, eine getreue, dem Beruf innig ergebene Souffleuse. Sie ist gegenwärtig an einem Theater in Böhmen angestellt. Letztlich schrieb sie mir: «Sie können sich mein Glück vorstellen, wenn ich Ihnen sage, daß ich nun zum erstenmal in meinem Leben auch in einer Oper soufflieren darf, und sogar in einer Wagner-Oper. In „Lohengrin“! Vorigen Freitag hatten wir keine Probe, da bin ich in den Wald gegangen, habe mich auf eine Bank gesetzt und habe mir alle die wunderschönen Texte vorgesungen, mit einer selbstgemachten Melodie. Wie herrlich wird es erst sein, wenn ich die wirkliche Musik dazu höre und dabei soufflieren darf.»

Diese Beispiele sind ganz gut erfunden. Aber ihnen fehlt das Beste, was Empfehlungsbriefe haben müssen: die zitternde Angst, sie könnten ihre Wirkung verfehlen. Diese aber ist wichtig, ja unerläßlich.